

Aphasie: Der Informationsbedarf ist groß

Telefonaktion Besonders auf dem Land sind Patienten unterversorgt – Sprachstörung kann Alarmsignal sein

Von unserem Redakteur
Christian Kunst

■ **Rheinland-Pfalz.** Wenn die Gesellschaft älter wird, die Vereinzelung wächst, besonders auf dem Land zunehmend Ärzte und Therapeuten fehlen, dann trifft dies jene Patienten besonders hart, die sich nicht so leicht zu Wort melden können. Es liegt auf der Hand, dass Aphasiker, also Menschen, die nach einem Schlaganfall oder einem Schädel-Hirn-Trauma ihre Sprache verloren haben, darunter stark leiden. Das zeigte sich auch unter den Anrufern bei der Telefonaktion unserer Zeitung mit Aphasie-Experten. „Es ist oft schlecht, wenn man als Aphasiker auf dem Land lebt“, berichtet Birgit Schneider, Beraterin beim Landesverband Aphasie in Waldbreitbach, nach der Telefonaktion. So habe eine Anruferin darüber geklagt, dass sie zu einer Sprachtherapie 50 Kilometer anreisen müsse. Braucht der Patient dann auch noch eine spezielle Therapie, weil es sich etwa um einen Migranten handelt, der einen fremdspra-

chigen Logopäden brauche, dann kann der nächste Therapeut noch deutlich weiter entfernt sein.

Doch nicht nur die Patienten sind von fehlenden Versorgungsstrukturen auf dem Land betroffen, sondern auch die Angehörigen, sagt Schneider. So habe ihr eine Frau aus Idar-Oberstein berichtet, dass sie in den 13 Jahren Aphasie ihres Ehemanns noch nie eine Angehörigenberatung bekommen habe. „Sie wirkte ein bisschen überfordert mit ihrem Mann, weil die Kommunikation mit ihm sehr schwer ist.“ Doch trotz des Engagements des Landesverbands Aphasie, zu dem mittlerweile 20 Selbsthilfegruppen gehören, sind gerade ländliche Gebiete laut Schneider beim Thema Angehörigenberatung unterversorgt. Mit fatalen Folgen: „Patienten, die nicht so engagierte Angehörige haben, sind leider ziemlich verloren. Die sitzen irgendwo und wurschteln sich durch. Die meisten erreichen wir gar nicht, wenn es keine Angehörigen gibt. Diesen Patienten fehlt oft der Dolmetscher.“ Dabei ist der Informations-

bedarf riesig, wie sich bei der Telefonaktion zeigte. So berichtet Schneiders Kollegin Ariane Zeyen, dass viele Angehörige chronischer Aphasiker nachfragten, wie sie die Therapie nach vielen Jahren verbessern können und ob es überhaupt noch sinnvoll ist, diese fortzusetzen. Zeyens Antwort: „Auf jeden Fall. Man sollte nie aufhören zu therapieren. Dafür muss die Therapiefrequenz aber hoch sein. Die höchste Frequenz bei den Anrufern lag bei wöchentlich zwei Stunden à 45 Minuten. Da kann man das auch sein lassen.“ Studien haben belegt, dass mindestens fünf Therapiewochenstunden erforderlich sind, um eine Wirkung zu erzielen.

Zwar sei es nicht immer einfach, bei Ärzten auch ein Rezept für eine so intensive Sprachtherapie zu bekommen. Doch es gebe Möglichkeiten für Ärzte, dies jenseits des Budgets zu verordnen. „Wenn man als Angehöriger darauf drängt und auf den richtigen Arzt stößt, dann bekommt man die nötigen Rezepte.“

Und bei der Suche nach dem richtigen Therapeuten hilft der Landesverband Aphasie, sagt Zeyen.

Ein Informationsdefizit gab es darüber hinaus bei Angehörigen von Aphasikern bezüglich ihres eigenen Risikos. Dieses entstehe durch eine Mischung genetischer Faktoren und den Lebensgewohnheiten. So meldete sich eine Mutter, die selbst vor vielen Jahrzehnten eine Aphasie erlitten hat und deren Sohn jetzt selbst vorübergehend eine Sprachstörung hatte, diese jedoch nicht abklären ließ. Ein Fehler, sagt Dr. Stefan Kelm, Ärztlicher Direktor der Westertal-Klinik in Waldbreitbach. „Eine Sprachstörung ist ein Alarmsignal und sollte unbedingt in einem Krankenhaus abgeklärt werden, weil sie Vorbote eines massiven Schlaganfalls sein kann.“ Nur so könne ein möglicherweise verschlossenes Gefäß im Hirn wieder geöffnet werden. Dies müsse spätestens viereinhalb Stunden nach dem Verschluss geschehen. „Zeit ist Hirn. Jede Minute zählt.“

